

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal = Journal forestier suisse
Herausgeber: Schweizerischer Forstverein
Band: 118 (1967)
Heft: 2

Artikel: Probleme der Wilddichte im Lichte der Wildsoziologie
Autor: Bubernik, A.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-764283>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Probleme der Wilddichte im Lichte der Wildsoziologie*

Oxf. 156.1

Von *A. B. Bubenik*, Prag, ČSSR, zurzeit Bilje, Jugoslawien

Obwohl der Begriff «Wilddichte» jedem Wildheger ganz geläufig zu sein scheint, so ist eher das Umgekehrte der Fall. Wilddichte ist nämlich ein Begriff, der sogar den Wildökologen oft viel zu schaffen macht. Der Grund dafür dürfte jene Tatsache sein, wonach unter diesem Begriff im allgemeinen verstanden wird, daß bei gegebenen Umweltsverhältnissen die betreffende Tierart pro Flächeneinheit gleichmäßig verteilt ist.

Da man aber sehr gut weiß, daß es nur in sehr seltenen Fällen zu einer zeitlich und räumlich gleichmäßigen Verteilung von Tieren einer Art kommt, ist es klar, daß der Begriff «Wilddichte» eher statistischen als ökologischen Wert hat. Unter diesem Gesichtswinkel wäre es dann viel einfacher und präziser, spräche man nicht über Wilddichte, sondern über «eine bestimmte Zahl von Tieren, die eine bestimmte Fläche oder ein Heimatgebiet von bekannter Größe bewohnen».

Vom rein ökologischen wie jagdwirtschaftlichen Standpunkt aus ist allerdings die zweite Formulierung, das heißt die, welche mit dem Begriff Heimatgebiet (Home range) operiert, viel interessanter. Leider erfordert eine solche Formulierung auch die Kenntnis über die Fragen, wieviel Wild einer Art ein Heimatgebiet besiedeln soll, und wie groß überhaupt ein Heimatgebiet für die betreffende Art sein kann oder sein muß.

Vom Standpunkt der Wildhege aus ist zuerst wichtig zu wissen, was eine Population ist und durch wie viele Artgenossen sie gebildet wird. Es ist sicher, daß die Population nicht mit dem Begriff «Wildbestand» verwechselt werden darf. Ein Wildbestand kann nur in seltenen Fällen ein Teil oder eine Subpopulation sein, da das, was vom Revierinhaber als Standwild, das heißt als sein Wildbestand angegeben wird, in der Mehrheit immer Wechselwild oder ein Teil einer Subpopulation ist. Eine Population ist eine Gesellschaft oder Gemeinschaft von Tieren einer Art, die dadurch lebensfähig wird, weil sie vor allem durch psychische Barrieren in der günstigsten Zahl und Struktur im Heimatgebiet gehalten wird. Eine Population ist also ein dynamisches, aber nach innen wie nach außen auf sich angewiesenes Gefüge, das ein Selbstregulierungssystem hat und selbst auf das Regulierungssystem des Heimatgebietes als Einheit reagiert.

Wenn wir diese Definition als Voraussetzung weiterer Erwägungen annehmen, dann sollten wir auch wissen, wie groß eine Population sein soll und wie sie zusammengesetzt ist. Vorausgesetzt, daß wir dies wissen, so ist

* Vortrag, gehalten am 14. Dezember 1965 in der Naturforschenden Gesellschaft Bern.

es auch notwendig, zu wissen, welchen Raum eine Population benötigt, um ihn als Heimatgebiet bezeichnen zu können.

Nach unserer Ansicht ist die Größe des Heimatgebietes vor allem durch folgende Ansprüche der Population bestimmt:

Durch das Angebot der dem Wilde entsprechenden Äsungsflächen und Einstände (einschließlich der eventuellen Anforderungen an eine vertikale Gliederung) und durch die arteiligen soziologischen Ansprüche.

Obwohl es auf den ersten Blick erscheint, daß die erste, das heißt die ökologische Forderung, die entscheidende sei, gibt es Fälle, wo gerade die zweite Forderung — die soziologischen Ansprüche — im Vordergrund stehen kann.

Sollte nämlich eine Population in ihren Urbiotopen lebensfähig sein, dann heißt das, daß sie sich nicht nur genügend rasch vermehren, sondern sich auch in bester genetischer, das heißt psychischer und physischer Kondition erhalten muß. Die ökologische Physiologie hat nämlich schon genügend Beweise erbracht, daß eine Population nur dann im Optimum des Gedeihens stehen kann, wenn sie soziologisch ausgewogen ist. Nur unter diesen Bedingungen werden die kräftigsten Nachkommen geboren, die höchsten Verwertungskoeffizienten des Futters erreicht, und das tertiäre Geschlechterverhältnis schwankt dann innerhalb der artspezifischen Norm, und das Selbstregulierungssystem der Population funktioniert am zuverlässigsten.

Unter solchen Verhältnissen erreichen auch die psychischen, die Population zusammenhaltenden Beziehungen ihre größte Intensität. Die interspezifischen Beziehungen müssen als entscheidender Faktor für den Populationsaufbau angesehen werden, und unserer Ansicht nach stellen sie jene Kräfte dar, die das gegenseitige Verhalten der Populationsmitglieder bestimmen und diese auch nach oben bzw. nach unten abgrenzen.

Diese untere bzw. obere Zahl der Populationsmitglieder ist in groben Umrissen durch die Stufe der sozialen Organisation bzw. durch die Zugehörigkeit zum Kontakt- oder Distanztypus bestimmt. Diese zwei soziologisch weit auseinander stehenden Typen sind nämlich gegen den Gruppeneffekt gänzlich verschieden empfindlich, wodurch direkt ihre obere oder untere Zahl und die Kondition der Individuen mitbestimmt werden.

Das sozietär auf hoher Stufe lebende Wild, wie es zum Beispiel das Rotwild ist, braucht tatsächlich einen sehr regen sozialen Kontakt, bei dem allerdings, mindestens was den weiblichen Teil anbelangt, die Familien- bzw. Sippenzugehörigkeit keine unbedeutende Rolle zu spielen vermag. Da sich beim Rotwild der Gruppeneffekt sehr positiv auswirken kann, bedeutet dies — und unsere Aufzeichnungen scheinen es zu untermauern —, daß, solange das Rotwild im Heimatgebiet nicht zu hungern braucht, seine somatischen Kräfte um so besser entfaltet werden, je vielköpfiger die Population ist.

In bezug auf die Auswirkung des Gruppeneffektes scheint es also, daß beim Rotwild die untere Stückzahl einer Population von vornherein bestimmt ist, sofern eine Population lebensfähig sein, das heißt gedeihen soll. Demgegenüber scheint die obere Grenze weniger festgelegt zu sein und liegt bestimmt sehr weit von der unteren entfernt. Unserer Ansicht nach wird die obere Grenze eher durch die ökologischen bzw. trophischen als durch soziologische Faktoren bestimmt, und sie kann daher recht unterschiedlich hoch liegen.

Beim Rehwild begegnet man dagegen ganz umgekehrten Anforderungen für das Gedeihen einer Population. Diese einen bedeutenden Teil des Jahres verhältnismäßig solitär lebende Wildart weist eine relativ niedrige Stufe ihrer sozialen Organisation auf. Demzufolge ist sie an ihr Heimatgebiet sehr fest gebunden, und das Rehwild fordert zugleich eine fast größtmögliche soziale Distanz. Diese ist deswegen notwendig, weil der Gruppeneffekt sich auf die Verfassung und Widerstandskraft der Populationsmitglieder negativ auswirkt. Das Reh muß daher einen engeren Kontakt, der eine nervale Belastung darstellt, verhüten. Unter solchen Bedingungen darf vermutet werden, daß bei Rehwildpopulationen vor allem die obere Mitgliederzahl limitiert wird.

Sind also beim Rotwild aus den bereits erwähnten soziologischen Gründen die Mindestzahl und beim Rehwild die Höchstzahl der Tiere einer Population begrenzt und die anderen Grenzen nur durch ökologische Faktoren bestimmt, so bedeutet dies, daß die Wilddichte, gleich in welchem Sinne sie angewandt wird, für das Gedeihen oder für die Überwachung einer Population nicht jene ökologische Bedeutung hat, die ihr zugeschrieben wird.

Wenn es also für jede Art, was die Stückzahl anbelangt, zwei Grenzen gibt, die das Gedeihen der Population unbedingt limitieren, wobei eine dieser Grenzen ziemlich beweglich ist, dann bedeutet dies etwa folgendes:

In dem durch diese Grenzen gegebenen Spielraum hat die Population die Möglichkeit, die am besten prosperierende Population zu werden. Je bessere Lebensmöglichkeiten ein Heimatgebiet bietet, um so größer kann auch dieser Spielraum werden. Eine Population kann aber nur dann am besten organisiert sein, wenn sie sich nach eigenen soziologischen Ansprüchen und den ökologischen Gegebenheiten, das heißt nach den äußeren Begrenzungsfaktoren, freiwillig in Raum und Zeit verteilen kann. Das bedeutet jedoch nicht, daß sie möglichst gleichmäßig verteilt leben soll.

Leider wissen wir zurzeit sehr wenig über die das Gedeihen einer Reh- und Rotwildpopulation limitierenden Grenzen. Auf Grund eigener Beobachtungen am Rotwild neigen wir zu der Ansicht, daß die untere Zahl, unter die eine Rotwildpopulation nicht sinken sollte, da sie dann rasch untersättigt wird, 200 bis 400 Stück erfordert. Wie es mit der limitierenden Grenze beim Rehwild steht, das ist uns zurzeit nicht möglich, auch nur

schätzungsweise zu sagen. Es darf vermutet werden, daß in Anbetracht der fast unvorstellbar raschen Erholung nach Populationsverlusten in der Größenordnung von 90 und mehr Prozent die untere, das heißt bewegliche Grenze recht tief, vielleicht nur bei einigen Paaren liegen wird. Wo aber liegt die obere, die für das Gedeihen nicht überschreitbare Grenze?

Wir wissen, daß das Heimatgebiet einer Rehwildpopulation sehr fest abgegrenzt ist und eine Rehwildpopulation in Anbetracht ihrer Anforderung auf große soziale Distanz sehr leicht übersättigt sein kann. Wann kommt es aber zu den Erscheinungen einer Übersättigung? Obwohl wir schon einige der Weiser, die die Übersättigung ankündigen bzw. bestätigen, kennengelernt haben, ist es doch nicht möglich, auf die gestellte Frage eindeutig zu antworten. Soviel steht nur fest, daß der Spielraum zwischen der oberen, das heißt nicht überschreitbaren und der unteren, lockeren Grenze verhältnismäßig gering sein wird. Dann bedeutet dies aber auch, daß bei so verhältnismäßig geringer Zahl an Rehwild die Nutzung der Umwelt auch sehr gering sein wird.

Beim Rotwild, wo die untere für das Gedeihen der Population festgestellte Stückzahl limitiert ist und die obere Grenze sehr weit davon liegen kann, ist auch das Problem der Umweltnutzung sehr ernst. Nehmen wir die Mindestzahl einer sich freiwillig verteilenden und bewegenden Population von rund 250 Stück als Basis unserer Ermittlungen an. Je nach Umweltverhältnissen und Größe des Heimatgebietes, das heißt, je nachdem, ob es nur durch ökologische oder mehr psychische Barrieren abgegrenzt wird, kann diese Population ein Heimatgebiet von nur 5000 aber auch 100 000 ha bewohnen.

Im ersten Fall muß sich die Population in ganz kleine Rudel verteilen, um zur Nahrung zu gelangen, wobei auch bei der größtmöglichen Verteilung ein reger Kontakt aufrechterhalten bleibt. Das Heimatgebiet wird aber ständig und überall genutzt, kann kaum seine Äsungsflächen regenerieren, und es beginnt auf die Population zu wirken, um ihre Verminderung zu erzwingen.

Im zweiten Fall — der absichtlich übertrieben wurde — wird sich die Population in nur wenige große Rudel unterteilen, die saisonbedingt bestimmte Teile des Heimatgebietes besuchen werden. Sie bleiben aber auch im sozialen Kontakt und können zum Beispiel im Winter nur eine einzige Rotwildassoziation bilden. Andere Teile des Heimatgebietes bleiben dann ganze Wochen oder Monate rotwildrein. Das hat zur Folge, daß die Äsungsflächen nur vorübergehend und nicht überall genutzt werden und ihre Regeneration sehr gute Fortschritte machen kann.

Wird man aber versuchen, in diesem Großheimatgebiet, das wir jetzt in Rotwildreviere unterteilen, eine durchschnittliche Wilddichte von 2,5 Stück pro 1000 ha zu erreichen, was theoretisch durch Hegemaßnahmen gelingen sollte, dann kann es zu keiner spürbaren schädlichen Umweltnutzung kommen. Da aber der soziale Kontakt praktisch verhindert wird, treten andere

Folgen ein: Die Population beginnt zu darben, da sie ohne den Einfluß des Gruppeneffektes gedeihen muß. Sie wird aber versuchen, in sozialen Kontakt mit anderen Artgenossen zu gelangen, und weil sie durch die gleichmäßige Verteilung desorganisiert ist, beginnt sie zu fluktuieren und zu migrieren. Die Folge davon ist, daß sie sich noch mehr verdünnt und auch auslöschen kann.

Auch eine Rehpopulation kann sehr leicht in einen Desorganisationszustand gelangen, nämlich dann, wenn sie die obere Grenze ihrer Zahl überschritten hat. Da sie aber nicht migrieren kann, beginnt sie zu darben, was die Vorstufe eines Populationssturzes darstellt.

Dies ist auch eines der sehr interessanten und unterschiedlichen Ergebnisse der Desorganisierung von Populationen von zwei soziologisch weit auseinanderstehenden Arten. Warum kann es aber zur Desorganisierung kommen, wenn wir vermuten, daß jede Population und ihre Umwelt über selbstregulierende und begrenzende Systeme verfügen? Da in den Urbiotopen diese Fälle viel seltener zu sein scheinen als in Kulturlandschaften, führt diese Erkenntnis zur Annahme, daß die Regulierungssysteme versagen, weil einige der regulativen Faktoren in der Kulturlandschaft nicht vorhanden sind oder weil sie für kürzere oder längere Zeit außer Tätigkeit gesetzt werden.

Normalerweise oszilliert die Populationszahl und die Populationsstruktur in dem für das Gedeihen zulässigen Spielraum, solange eines der Limits nicht überschritten wird. Geht die Entwicklung nach oben oder unten, wird die Population übersättigt, desorganisiert und bei Übersättigung zum Sturz vorbereitet. Dieser Sturz ist absolut notwendig, um die Population möglichst bald wieder in die Blütezeit zu bringen.

Solche Populationsstürze können umweltbedingt, aber auch nicht umweltbedingt sein. In jedem Fall tragen sie dazu bei, daß nicht nur die Population, sondern auch die Umwelt wieder gesünder wird. Deswegen sollten Populationsstürze auch in der Hege nachgeahmt werden.

Wie wir schon angedeutet haben, besteht jedoch ein prägnanter Unterschied im Verhalten von desorganisierten Populationen zwischen Arten, die auf hoher und niedriger sozialer Stufe leben. Jede hat ihr eigenes Regulationssystem entwickelt, das ungefähr folgendermaßen reagiert:

Beim hochentwickelten Rotwild wirkt das Selbstregulierungssystem in der Weise, daß die desorganisierte Population, für die nun das Heimatgebiet unerträglich wird, versucht, mindestens in einigen Subpopulationen das Heimatgebiet vorübergehend oder gänzlich zu verlassen. Die ausgewanderten Subpopulationen sind aber zahlenmäßig zu schwach, um unter dem Einfluß eines Gruppeneffektes zu stehen. Das manifestiert sich darin, daß sie lange Jahre unfähig sind, in eine steigende Vermehrungsrate zu gelangen. Gelingt dies nicht, löst sich die Subpopulation auf und verschwindet. Ganz entgegengesetztes Verhalten zeigt eine durch Übersättigung desorganisierte Rehpopulation. Psychische Barrieren, die die Artgenossen beisammen-

halten, scheinen trotz der verlangten großen Sozialdistanz eine ungeheure Kraft auszuüben. Es kommt nicht dazu, wie wir es im Falle des Rotwildes kennengelernt haben, daß das Heimatgebiet geopfert wird, um die Individuen zu retten. Ganz umgekehrt wird reagiert. Das Rehwild gibt den Vorzug der Beibehaltung des Territoriums und des Heimatgebietes, und das auch dann, wenn ein beträchtlicher Teil der Populationsmitglieder eingehen muß. Daß eine solche fast ausgestorbene Rehpopulation sich wieder schnell regeneriert, haben wir schon erwähnt.*

Auf Grund dieses unterschiedlichen Verhaltens erscheint es auch logisch, daß Rotwildpopulationen verhältnismäßig leicht in neue Gebiete eindringen, aber lange Zeit zu deren Eroberung brauchen. Demgegenüber ist die Verbreitungskinetik von Rehwildpopulationen sehr langsam, ja sogar sporadisch. Wird aber in ein neues Gebiet eingedrungen, dann tritt eine Vermehrungspotenz ein, die in kürzester Zeit ein wahres Überschwemmen des neuen Heimatgebietes verursacht.

Nach diesen Ausführungen sei es gestattet, endlich zu unserem Thema, nämlich der Wilddichte in der Hege, zurückzukehren. In der Wildhege wird verlangt, daß in jedem Revier, der Bonitätsklasse angepaßt, ein bestimmter Wildbestand stabil sein soll. Der Weidmann wird sogar gezwungen, diesen Bestand in Wirklichkeit oder auf dem Papier zu haben. Daß solche Wildverteilungen in Anbetracht der Anforderungen und der Bedürfnisse einer gut organisierten Population unsinnig sind, haben wir schon gezeigt.

Deswegen vermuten wir mit Recht sagen zu können, daß gerade durch das Beharren auf den vorgeschriebenen Wilddichten und Bestandesstrukturen die Populationen ununterbrochen in einem mehr oder weniger desorganisierten Zustand gehalten werden, wodurch auch ein unnötig hoher Wildschaden verursacht wird. Als Beispiel können die Hegemaßnahmen für das Rehwild erwähnt werden:

Bekanntlich wurden für diese Wildart, die sehr verdünnt leben muß, Bonitätsklassen ermittelt, die das Mehrfache der soziologisch zulässigen Zahl zulassen. Der Revierinhaber wird dann gezwungen, eine übersättigte, daher desorganisierte Population zu hegen, die schon einen beträchtlichen Bedarf an Nahrung hat. Die Folge davon ist, daß diese Population neben der jämmerlichen Körperversorgung auch beträchtlichen Wildschaden verursacht.

Auch beim Rotwild wurden durch die angeordneten Wilddichten und Strukturen bei den Wildbeständen die Populationen zersplittert und demzufolge auch desorganisiert. Da man die sozialen Anforderungen dieser Wildart gar nicht in Betracht zog, hat man Bonitätsklassen und Wilddichten aufgestellt, die nicht durch zu hohe, sondern zu niedrige Stückzahl desorganisiert wurden. Die Folge davon ist, daß derart bewirtschaftete Populationen zu kümmern oder zu migrieren beginnen.

* Dieses Beharren am Heimatgebiet wird allerdings nur in der Periode des Territorialismus beobachtet.

Das Reviersystem mit Revieren von einigen Hundert oder Tausend Hektaren Jagdfläche, mit vorgeschriebenen Wilddichten und mit den von Jahr zu Jahr unveränderten Abschlußquoten muß daher heute als überholt und als den Anforderungen einer modernen Jagdwirtschaft nicht mehr gewachsen bezeichnet werden.

Man muß unbedingt auf neue Formen der Wildhege übergehen, wobei nicht nur Hegeringe gebildet werden müssen, sondern auch die Hege muß in ihnen viel großräumiger betrieben werden. Ein Hegering soll eine oder mehrere Reh- und/oder Rotwildpopulationen umfassen, damit die Hege derart gestaltet werden kann, daß die Populationen gut organisiert bleiben. Eine der Vorbedingungen dazu ist es aber, daß sich die Tiere freiwillig verteilen können und daß ihre Dichte nicht nach derzeitigen Begriffen vorgeschrieben wird.

Résumé

Les problèmes de la densité du gibier vus sous l'angle de la sociologie des animaux sauvages

La notion de « densité du gibier » a plutôt un sens statistique qu'écologique car les animaux d'une espèce ne sont qu'exceptionnellement répartis d'une façon uniforme dans un certain temps et dans un certain lieu. Du point de vue de la protection du gibier, il est essentiel de savoir ce qu'est une population et combien elle compte d'individus de la même espèce. Une population se définit comme suit : Une population est une société ou une association d'animaux d'une même espèce qui est rendue viable avant tout par le fait que des barrières psychiques la maintiennent dans son territoire d'origine (patrie) avec la grandeur et la structure les plus favorables.

Nous devons donc savoir quelle est la grandeur d'une population, quelle est sa composition et quel espace elle exige pour que celui-ci puisse être qualifié de territoire d'origine (patrie). La grandeur de ce territoire est avant tout déterminée par les exigences suivantes de la population :

- 1° Par la présence de gagnages et de places de repos convenant au gibier.
- 2° Par les exigences sociologiques spécifiques à l'espèce.

Il existe des cas où la seconde condition est la plus importante. Pour qu'une population soit viable dans ses biotopes d'origine, il faut que non seulement elle se multiplie rapidement, mais aussi qu'elle se maintienne dans les meilleures conditions génétiques possibles, c'est-à-dire les meilleures conditions aussi bien psychiques que physiques. La physiologie écologique a suffisamment prouvé qu'une population ne peut prospérer d'une façon optimum que si elle est sociologiquement équilibrée. Ce ne sont qu'à ces conditions que naissent des sujets bien constitués, que le plus haut coefficient d'assimilation de la saison est atteint, et que le système d'autorégulation de la population fonctionne de la meilleure façon.

Chez un gibier au niveau de vie sociale élevé, comme c'est le cas par exemple pour les cerfs, l'effet de groupe agit d'une façon très positive. Les forces somatiques s'épanouissent d'autant mieux qu'une population de cerfs est nombreuse, à condition cependant que cette dernière ne souffre pas de la faim dans son territoire d'origine.

En ce qui concerne l'effet de groupe, il semble que chez les cerfs le nombre

inférieur d'une population est déterminé d'avance pour que cette dernière soit viable, c'est-à-dire pour qu'elle prospère. En revanche, la limite supérieure paraît moins nettement fixée et elle se situe certainement bien au-dessus de la limite inférieure. La limite supérieure est plutôt déterminée par des facteurs écologiques, respectivement trophiques, que par des facteurs sociologiques et elle peut de ce fait beaucoup varier.

Les exigences pour le développement des chevreuils sont entièrement différentes. Le chevreuil est plutôt un solitaire ; il est très attaché à son territoire d'origine et il exige l'éloignement le plus grand possible. L'effet de groupe agit sur l'état et la résistance des membres d'une population d'une façon négative. On peut admettre que chez les populations de chevreuils c'est avant tout le nombre supérieur de membres qui est limité.

Actuellement, on connaît encore peu de choses sur les facteurs qui limitent la prospérité de populations de chevreuils et de cerfs. Sur la base de ses propres observations, l'auteur pense que le nombre au-dessous duquel une population de cerfs ne devrait pas descendre varie entre 200 et 400 têtes, sinon la saturation est rapidement insuffisante. Quant aux chevreuils, il est actuellement impossible d'indiquer des limites, même pas de faire de vagues estimations. On peut supposer qu'au vu de reconstitutions d'une rapidité incroyable après des pertes s'élevant à 90 pour cent et plus de la population, la limite inférieure, c'est-à-dire la limite variable, est très basse et qu'elle est constituée peut-être par quelques paires seulement. Mais la limite supérieure, qui pour la prospérité des individus ne devrait pas être dépassée, est totalement inconnue.

Une population de chevreuils peut facilement aboutir à un état de désorganisation lorsque le nombre limite supérieur est dépassé. Elle commence alors à vivre dans l'indigence, ce qui est le premier pas vers sa chute. Des chutes de population sont nécessaires et elles devraient être imitées dans le cadre des soins qu'on accorde à ce gibier.

L'expansion cinétique des populations de chevreuils est très lente, voire sporadique. Mais si une population pénètre dans une nouvelle région, il se produit alors une augmentation de sa capacité de reproduction qui en très peu de temps provoque une véritable inondation du nouveau territoire.

Les soins cynégétiques exigent que dans chaque triage un certain cheptel de gibier demeure stable et soit adapté aux classes de fertilités de la station. Le chasseur est même tenu de posséder ce cheptel, que ce soit en réalité ou sur le papier. Etant donnés les exigences et les besoins d'une population bien organisée, cette obligation est un non-sens. C'est pourquoi l'auteur de l'exposé croit pouvoir affirmer avec raison que l'obstination à réaliser les densités et les structures de cheptels prescrites maintient justement d'une façon ininterrompue les populations dans un état de désorganisation plus ou moins grand, ce qui provoque entre autres des dégâts de gibier inutilement élevés. A titre d'exemple, on peut citer les mesures prises à l'égard des chevreuils. On a déterminé pour ce gibier, qui doit pourtant vivre d'une façon très dispersée, des classes de fertilité pour ses territoires qui autorisent des densités représentant un multiple de la limite sociologique tolérable. Le propriétaire d'un triage est ainsi obligé de soigner une population sursaturée, c'est-à-dire désorganisée, et dont le besoin en nourriture est considérable. La conséquence en est que cette population, composée de bêtes d'une constitution lamentable, provoque d'importants dégâts de gibier.

Ziegler / Farron